

Konstitution und Individualität

Rektorat-Antrittsrede gehalten im Winter-Semester 1919 an der Universität München von Friedrich Müller

Hochverehrte Gäste und Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Seitdem wir zum letztenmal an dieser Stelle zu einer akademischen Feier versammelt waren, hat die Universität ernste Schicksale durchgemacht und es droht die Gefahr, daß die einst so blühende Münchener Hochschule zum Range einer Provinzialuniversität herabgedrückt wird.

Mit der ganzen Macht eines gewaltigen Naturereignisses waren Krieg und Revolution über unser Volk heraufgezogen, überall Zerstörung mit sich bringend:

πολλά τὰ δεινὰ κοῦδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.

Gegenüber der geschichtlichen Macht, wie sie sich in der Umwälzung großer irdischer Lebensformen äußert, wird sich der Einzelne seiner vollen Ohnmacht bewußt, und nur wer das Fürchten vor dem Deimon nicht gelernt hat, vermag in solchen Stürmen aufrecht stehen zu bleiben.

Den Zeitgenossen ist es meist nicht möglich einen Standpunkt außerhalb und über den Vorgängen zu finden: Wie der Mann im Schützengraben die kriegerischen Vorgänge, an denen er selbst mitwirkte, als Ganzes nicht zu übersehen vermochte, so sind auch wir, die wir die Ereignisse der Revolution aus nächster Nähe miterlebt haben, noch nicht fähig, dieses historische Geschehen richtig zu beurteilen. Jeder kann wie durch einen engen Spalt nur einen beschränkten Kreis der Tatsachen überblicken, und die Neigung, daraus verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, verleitet zu schiefen Auffassungen: — Es wird einmal eines großen Geschichtsforschers bedürfen, um die inneren Gründe und Zusammenhänge dieser gewaltigen Bewegung klarzulegen.

Sicher haben diejenigen Unrecht, welche einzelnen Männern die Schuld aufbürden, und nur einfache Gemüter können glauben, daß die Revolution allein eine Folge des Krieges sei. Historische Krisen, wie wir sie durchlebt haben und noch durchmachen müssen, sind niemals das Werk eines Einzelnen, und wenn auch der erdrückende Verlauf des Krieges den Anstoß zum Ausbruch der Revolutionen in den besiegten Ländern gegeben hat, so liegen doch ihre eigentlichen Ursachen viel tiefer und weit zurück: In der Entwicklung der Großstädte und Großindustrien, in der Schaffung einer Arbeiterschaft, die sich gedrückt fühlte, keine Freude, kein Interesse am Gelingen der Arbeit hatte, ja selbst in der Überspannung gewisser sozialer Ideen, die dem Einzelnen die Verantwortung für seine und seiner Familie Zukunft abnahm, und ihm durch Übertreibung der Solidaritäts- und Koalitionsbestrebungen die Möglichkeit nahm, seine volle Schaffenskraft auszunützen und sich emporzuarbeiten. Der Wettbewerb, die Aussicht für gesteigerte Arbeitsleistung auch einen vermehrten Erfolg zu erzielen, ist eine unentbehrliche Voraussetzung für jeden Fortschritt; der Zwang zur Einhaltung einer 40stündigen Arbeitswoche oder selbst einer vollen Sonntagsruhe wird dem Gelehrten, dem Arzt ebenso wie auch dem Bauersmann niemals als möglich oder selbst nur erstrebenswert erscheinen.

Alle menschlichen Einrichtungen, und wären sie, wie die Unfallgesetzgebung, aus den edelsten Absichten entsprungen, haben ihre schädliche Kehrseite.

„Das geschichtliche Leben, wie es daherrast, Staaten, Religionen, Kulturen zerstörend und aufbauend, strebt niemals auf etwas Dauerndes hin, sondern auf einen ewigen Wechsel von Werden und Vergehen.“ Für jede Kulturepoche, ja für jede geistige Bewegung, welche auf der Höhe angelangt zu sein glaubt, gilt der biblische Spruch:

„Und siehe die Füße derer, die dich hinaustragen, sind schon vor der Türe.“

Die soziale Umwälzung, welche sich gegenwärtig vollzieht, ist nicht nur ein Kampf um die Macht zwischen den bestehenden Bevölkerungsschichten, wie ihn die Geschichte hundertmal erlebt hat: In Griechenland, in Rom, in den Zunftkämpfen, den Bauernkriegen, und selbst der französischen Revolution; sie ist vielmehr ein Kampf um die Weltanschauung: — Wie ein neuer Glaube und mit ähnlichen Grundsätzen, wie sie auch sonst vielen Religionsstiftern vorschwebten, sind die Ideen der Revolution aus den religionsbildenden Völkern des Ostens in den Westen vorgedrungen. Derselbe felsenfeste Glaube, mit dem der überzeugte Christ auf ein seliges Leben nach dem Tode hofft, spricht jetzt zu uns aus den Schriften der neuen Propheten, nur mit dem Unterschied, daß sie die Befreiung von dem Joch nicht erst vom Jenseits erwarten, sondern schon auf dieser Erde: Wenn einmal die bestehende Gesellschaftsordnung bis auf den Grund zerstört sein wird, dann soll ein tausendjähriges Reich der Glückseligkeit anbrechen, wie es den Chiliasten in alter Zeit vorschwebte.

Täuschen wir uns nicht, es ist nicht ein einfacher Klassenkampf, es ist ein Kampf um den Glauben, der weit über die alten Klassen hinausgreift, und deshalb mußte er sich auch in erster Linie gegen die bestehenden Religionen wenden. Aus diesem Grunde wird von den Parteien, wie bei allen Religionskriegen auf Seite des Gegners nur Lüge und Bosheit, im besten Falle Unwissenheit des Wahren vorausgesetzt, da ja der wahre Glaube vollkommen einleuchtend sei. — Glaubenskriege haben sich immer in der Geschichte als die grausamsten und langwierigsten erwiesen und sie hinterlassen die größte Verelendung und Erschlaffung, denn sie gehen nicht auf die Besiegung, sondern auf die Vernichtung des Gegners aus.

Aber es wäre unrichtig, die Geschehnisse des Umsturzes allein auf diese Ideen zurückzuführen. — Die Handlungen des Menschen entspringen zum größten Teil nicht den klaren Überlegungen des Intellekts, sie sind vielmehr meistens die unmittelbaren Folgen von Trieben und Wünschen, welche in den dunklen Tiefen des Unterbewußtseins zustandekommen und oft ihre Grundlage in körperlichen Zuständen haben, in Hunger und Gier, Angst oder Erregung. Das Unbewußte ist nicht eine Nebenerscheinung des psychischen Lebens, sondern gehört zu dessen eigentlichem Wesen, und wie oft stellt sich die Überlegung erst nach vollbrachter Tat ein, das Geschehene beschönigend. — Erkennen und Handeln, Gnosien und Praxien, werden im Bereich des Unbewußten vorbereitet und geleitet, und das Licht des ordnenden, regelnden Bewußtseins leuchtet nur in einen kleinen Teil des körperlichen Geschehens hinein. Nur das Ziel wird uns bewußt, meist aber nicht der Weg, auf dem wir dieses Ziel zu erreichen suchen.

Ein Auge, das gelernt hat, durch den Schleier der Reden und Schriften hindurch die wirklichen Beweggründe zu erkennen, wird dessen gewahr, daß es meist nicht große Gedanken, sondern elementare naive Triebe sind, welche die Handlungen des Einzelnen und besonders der Massen bestimmen, und bei diesen dann durch Summation zu einer furchtbaren Macht anwachsen, um so furchtbarer, weil der Masse jedes Verantwortungsgefühl fehlt. Elementar nennen wir diese Triebe, weil sie tief im Wesen der menschlichen Natur begründet sind, und

weil sie sich ebenso auch beim Tier nachweisen lassen. Sie dienen der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Rasse. Die letzteren, die Triebe zur Erhaltung der Rasse, können sogar die mächtigeren werden und die Rücksicht auf das eigene Ich, den Egoismus, zurückdrängen. Sie stellen in der Liebe, der Mutterliebe, der Vaterlandsliebe die edelsten Blüten des Menschentums dar und befähigen zur größten Selbstaufopferung, wie sie andererseits in Gestalt des wilden Geschlechtstriebes alle Schranken der Vernunft zu Boden werfen.

Hunger und Entbehrungen aller Art werden, wie der Krieg gezeigt hat, willig ertragen, wenn ein großer Gedanke die ganze Gemeinschaft beseelt, und wenn sie sich auf alle Glieder des Volkes gleichmäßig erstrecken. Zermürbend wirken sie bei langer Dauer, unerträglich und aufreizend aber werden sie, wenn sie tatsächlich oder vermeintlich nur einzelne Gruppen und Klassen treffen, und als Regel sehen wir, daß Unzufriedenheit und Empörung viel weniger aus der eigenen Notlage entspringen, sondern vielmehr aus dem Anblick, daß es dem Anderen besser geht, daß der Andere einen Vorteil hat. „Es gehört zu den Jämmerlichkeiten alles Irdischen, daß der Einzelne zum vollen Gefühl seines Wertes nur zu gelangen glaubt, wenn er sich mit anderen vergleicht und es diesen je nach Umständen auch zu fühlen gibt.“

Man könnte den Neid als eine rein menschliche Eigenschaft ansehen, und doch finden wir Neid und Eifersucht in derselben Weise auch beim Tier ausgeprägt. — Gilt dies nicht auch von der Eitelkeit, dieser Mutter so vieler törichter Streiche?

Eine der wichtigsten Triebfedern aller revolutionären Bewegungen ist der auch den Tieren eigene Freiheitsdrang, der Trieb, sich dem Zwang einer Einengung der Selbstbestimmung zu entziehen. Jeder Zwang, auch auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, hat nur so lange Aussicht auf Erfolg, als der Zweck die allgemeine Billigung findet. Es ist bezeichnend, daß diejenigen Völker und Individuen, welche selbst am längsten und schwersten unter der Bedrückung gelitten haben, nach Sprengung ihrer Fesseln die größte Herrschsucht entwickeln und die stärkste Bändigung des Individuums verlangen. Nach dem Durchgang durch die Massenherrschaft muß sich langsam wieder der Gedanke durchringen, daß Ordnung nur durch Unterordnung erreichbar ist, und zwar durch Unterordnung unter einen höheren Zweck.

Schließlich wollen wir eines Triebes gedenken, den die Naturwissenschaften als das Gesetz des kürzesten Weges bezeichnen, also das Streben, das Ziel mit Aufwand der geringsten Energie zu erreichen, jenes Streben, welches uns auch als „Ökonomie des Denkens“ veranlaßt für die Erklärung einer Tatsache immer den einfachsten Weg zu wählen, oft zu Unrecht. Sollen wir diesen Trieb als Trägheit bezeichnen? Diese tritt besonders hervor als Symptom der Erschlaffung nach Zeiten größter Energieanspannung und hat sich nach jeder großen historischen Krise eingestellt. Die allgemeine Arbeitsunlust, das Streben, sich auf Kosten der Allgemeinheit mit möglichst wenig eigener Arbeit zu erhalten, liegt wie ein lähmender Druck auf dem ganzen Volke, und eine Genesung kann nur herbeigeführt werden, wenn entgegen der herrschenden Ansicht die Arbeit wieder zur Freude und zum Lebensinhalt wird. Es soll die Aufgabe der Gebildeten, insonderheit der Hochschulen sein, zur Vergeistigung der Arbeit beizutragen, und diese zu adeln, indem man das Interesse des Arbeiters an dem geistigen Inhalt jeder Arbeit weckt.

Die Wellen der Revolution haben auch vor diesem Hause nicht Halt gemacht, obwohl man hätte wissen sollen, daß die Wissenschaft mit der Politik des Tages nichts zu tun hat.

Wir lassen die Frage unerörtert, woher das tiefe Mißtrauen, ja der Haß gewisser Volksschichten stammt, die der Universität bisher ganz indifferent gegenüber gestanden waren. Er steht im eigentümlichen Widerspruch zu der oft gemachten Behauptung, daß die Universitäten die Führung des Volkes verloren hätten. Eine solche haben die Hochschulen in politischen Fragen nicht besessen, und einen einflußlosen Gegner läßt man achtlos beiseite, man haßt und verfolgt ihn aber nicht.

Wichtiger ist es zu wissen, welche Forderungen die revolutionären Kreise an die Hochschulen stellen und was sie von diesen erwarten.

Die neuen Dogmen der Revolution mußten das im Laufe der Geschichte entstandene Gebäude der hergebrachten Lehren umstürzen, weil diese im Verdacht standen, die alte Staatsgewalt und Gesellschaftsordnung zu stützen. Den neuen Anschauungen sollte nun die Universität die historische Begründung, die wissenschaftliche Weihe und Grundlage geben. Daher das Verlangen nach Volksvorlesungen und Diskussionskursen, in welchen die neue Weltanschauung entwickelt und gelehrt und der Glaube daran gestärkt werden sollte. Aber diesem Verlangen kann die Universität nicht dienen. Weltanschauung kann nicht gelehrt werden, die muß sich jeder selbst erkämpfen, und auf jene großen Fragen nach dem Ugrund aller Dinge, welche nur der Glaube beantworten kann, gibt die Wissenschaft keine Antwort.

Waren diese Begehren von außen an die Universität herangetreten, so hat sich innerhalb der Hochschule eine andere Bewegung geltend gemacht, auf die einzugehen, unsere Pflicht ist.

Man hat es der deutschen Wissenschaft der letzten fünfzig Jahre zum Vorwurf gemacht, daß sie sich allzusehr auf das Reale und auf die Detailforschung eingestellt hatte, und daß sie darüber die Zusammenfassung, die Synthese, vernachlässigt habe. — Die Hoffnung, die Geheimnisse des Lebens auf mechanischer Grundlage experimentell aufzuklären, diese Hoffnung, mit welcher einst Männer wie Du Bois-Reymond und Ludwig ausgezogen waren, hat sich trotz vieler glänzender Ergebnisse nicht erfüllt, und eine gewisse Enttäuschung hat sich geltend gemacht. „Die materialistische Richtung der Wissenschaft hat abgewirtschaftet“, so liest man in zahllosen Reformschriften.

Dazu kommt, daß namentlich in Zeiten völkischer Not die Sehnsucht nach Trost und Erhebung hervortritt, und es setzte eine Flucht in die Philosophie ein, ähnlich wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Stürmisch verlangen viele junge Geister, und nicht die schlechtesten unter ihnen, nach Vertiefung der Erkenntnis der inneren Zusammenhänge, nach philosophischer Durchdringung und nach Selbsterkenntnis, nach Aussprache über die letzten Probleme des Daseins, nach Zusammenfassung und nach Befreiung aus dem unübersehbaren und ermüdenden Gewirr der Tatsachen. Der starren Mechanisierung soll eine Wiedergeburt des auf das Wesen der Dinge gerichteten Geistes entgegengesetzt werden.

Lassen Sie mich, akademischer Sitte gemäß, diese Forderung nach einer Synthese der Spezialforschung zu allgemeineren Gesichtspunkten am eigenen Fach, also der Medizin, erläutern und auf ihre Berechtigung prüfen.

Die Medizin der Griechen hatte den Menschen als Ganzes aufgefaßt. Bestimmend für seine Konstitution waren die Säfte des Körpers, von denen man vier annahm: Blut, Galle, Milzsaft und das Phlegma, den Schleim. Je nach ihrer Mischung (von temperare, mischen) und der Vorherrschaft bald des einen oder des anderen Saftes wurden die Temperamente unterschieden, das sanguinische, das gallige (also choleriche), das milz-süchtige (spleenige) und das phlegmatische. Eine falsche Mischung dieser Säfte wurde als Dyskrasie bezeichnet, und von dieser wurden die Krankheiten abgeleitet. Diese namentlich von Galen aus-

gebaute hippokratische Lehre hat sich vom Altertum bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten, und unzählige Variationen durchgemacht. Rokitansky hielt 1846, wenigstens bei den Erkrankungen des Blutes und den Entzündungsprozessen, noch an der Lehre der Dyskrasien fest. Wunderlich unterschied 1850 eine starke und schwache, eine reizbare und schlaffe, katarrhalische, biliöse und plethorische Konstitution. Dittrich in Erlangen rechnete 1852 nicht nur die Bleichsucht, die Leukämie und Urämie, sondern auch den Typhus und die Variola, also z. T. Infektionskrankheiten, zu den Dyskrasien.

Unterdessen war die pathologische Anatomie erwacht und hatte unter Morgagni den Nachweis geführt, daß die meisten Krankheiten nicht auf einer falschen Mischung der Säfte beruhen, sondern ihren Sitz in einzelnen Organen haben. Die pathologisch-anatomische Forschung, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts besonders in Frankreich blühte, suchte nur das kranke Organ.

Als dann Virchow im Jahre 1858 die Zellulärpathologie schuf, wurde nicht mehr das ganze komplexe Organ, sondern die krankhaft veränderte Zelle zu der Einheit, von der man ausging. Die Führung war unterdessen an Deutschland übergegangen, und es folgte eine unübersehbare Fülle von Einzelbeobachtungen, welche zu einer weitgehenden Spezialisierung auch auf praktischem Gebiete führte. In dieser Periode des Spezialistentums studierte man gewissermaßen nur noch das kranke Gehirn, Herzkrankheiten, Leber-, Magen-, Hautleiden, aber nicht mehr den kranken Menschen; die Übersicht über das Ganze ging verloren.

Langsam machte sich, zuerst wieder von Frankreich her, die Überzeugung geltend, daß an den alten Begriffen von Konstitution und Diathese, die man mit Rokitansky längst begraben glaubte, doch etwas Wahres sei. Man lernte, daß nie ein Organ allein krank sein kann, ohne auch andere Organe, ja den ganzen Körper in Mitleidenschaft zu ziehen. Daß sich z. B. eine Erkrankung der Bauchspeicheldrüse in einer Funktionsstörung der Leber und einer Zuckerruhr, oder daß eine Schilddrüsenaffektion sich in schwerer Alteration des Nervensystems und der Psyche, ja des ganzen Stoffwechsels äußern kann.

Und zwar ist es nicht nur das Nervensystem, welches, ohne Mitwirkung des Bewußtseins, die Einzelorgane mit dem Zentralsystem in Beziehung setzt und deren Tätigkeit dem Ganzen unterordnet, sondern gewisse drüsige Organe, wie Bauchspeicheldrüse, Schilddrüse, Nebennieren, die Geschlechtsdrüsen, der Hirnanhang, stehen durch die in ihnen bereiteten besonderen Säfte, die Hormone, in enger Beziehung zueinander, indem die eine Drüse auf die andere sowie auf den Gesamthaushalt in hemmendem oder förderndem Sinne einwirkt.

So stellen gegen Ende der Kindheit gewisse Drüsen, wie die Thymusdrüse (das Bries), ihre Tätigkeit ein. Andere, die Sexualdrüsen, erwachen, und unter ihrem Einfluß bilden sich die sekundären Geschlechtscharaktere, also die spezifisch männlichen und weiblichen Körperformen aus. Aber auch die Geschlechtsdrüsen, die Ovarien und Testes, stehen wieder unter der Dominanz anderer drüsiger Organe, z. B. der Schilddrüse und des Gehirnanhangs, deren normale oder krankhafte Tätigkeit hemmend oder antreibend auf die Geschlechtsdrüsen einwirkt, und ihre Entwicklung und damit auch die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale und das Körperwachstum modifizieren und selbst ganz unterdrücken kann. — Wachstum und Körperbau, Stoffwechsel und Ernährung, ja selbst Stimmung und seelische Funktionen stehen unter dem Banne eines höchst komplizierten Drüsensystems.

Noch ein anderer Umstand war es, der gebieterisch darauf hinwies, die allgemeine Konstitution zu beachten, nämlich die außerordentlich verschiedene Widerstandskraft, welche die einzelnen Individuen den auf sie einwirkenden Schädlichkeiten, namentlich den Infektionserregern entgegenzusetzen. Derselbe

Diphtheriebazillus oder Scharlacherreger ruft bei dem einen Kind eine unaufhaltsam zum Tode führende, bei dem andern nur eine leichte, oder gar keine Krankheit hervor, und nur selten gelingt es, eine verschiedene Virulenz des Erregers oder einen Unterschied des Infektionsmodus zur Erklärung für dieses wechselnde Verhalten ins Feld zu führen. Es bleibt also nur die Annahme einer verschiedenen Widerstandskraft oder Reaktionsfähigkeit des infizierten Organismus.

Am auffallendsten tritt die Bedeutung der Konstitution bei derjenigen Infektionskrankheit zutage, von welcher wohl siebzig Prozent aller Menschen befallen werden, der Tuberkulose. Die Infektion findet, weil die Erreger uns überall umgeben, größtenteils schon in der Kindheit statt. In weitaus der Mehrzahl der Fälle kommt es nur zur Bildung eines kleinen Krankheitsherdes in der Lunge, oder in einer Lymphdrüse; dieser heilt aus, und hinterläßt eine das ganze Leben bleibende Immunität, welche bloß durchbrochen wird, wenn besondere Umstände, z. B. eine Zuckerharnruhr oder eine Infektionskrankheit oder eine Schwangerschaft die Widerstandskraft aufhebt. In anderen Fällen führt die Tuberkulose, langsam aber sicher fortschreitend, im Laufe der Jahre zum Bild der Lungenschwindsucht, wieder in anderen unaufhaltsam in wenigen Wochen als akute Dissemination zum Tode. Beim Kinde betrifft sie fast ausschließlich die Lymphdrüsen, und sie befällt mit Vorliebe solche Kinder, welche ohnehin zu Lymphdrüsenanschwellung und allerlei Entzündungserscheinungen neigen. Bei Erwachsenen erkranken vorwiegend die Lungen.

Hier können unmöglich die zufälligen Verschiedenheiten des Infektionsmodus zur Erklärung genügen. Hier muß unbedingt ein verschiedenes Verhalten der Konstitution des ganzen Körpers und seiner einzelnen Organe die Hauptrolle spielen, und diese Organdisposition muß im Kindesalter eine andere sein als im späteren Leben.

Vielleicht liegen die Verhältnisse ähnlich bei einer anderen chronischen Infektionskrankheit, die sich jetzt, wie einst zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als Volksseuche verbreitet, der Syphilis. Sie heilt oft rasch und dauernd aus, verläuft in anderen seltenen Fällen bösartig, jeder Behandlung trotzend, in wieder anderen führt sie, nach anscheinend gutartigem Verlauf, noch nach 10 und 20 Jahren zu Blutgefäßerkrankungen, zu unheilbarer Rückenmarksschwindsucht und jener traurigsten aller Geisteskrankheiten, der Dementia paralytica. Ist nicht auch für dieses überaus wechselnde Verhalten die Reaktionsfähigkeit des infizierten Körpers maßgebend?

Diese und ähnliche Überlegungen mußten dazu führen, der Widerstandskraft, nun sagen wir mit einem Wort, der Konstitution des ganzen Körpers größere Aufmerksamkeit zu widmen, und sie gegenüber den exogenen Krankheitserregern einerseits und den anatomisch nachweisbaren Erkrankungen der einzelnen Organe andererseits abzuwägen. Nicht das einzelne kranke Organ und nicht, wie Virchow gelehrt hatte, die Zelle soll die Einheit sein, sondern die ganze Person in ihrer individuellen Eigenart.

Daß die Konstitution eines Menschen mit allen ihren körperlichen Merkmalen und ihrer funktionellen, auch geistigen, Leistungsfähigkeit in erster Linie durch die erbliche Anlage bestimmt ist, stand von Anfang an fest; daß sie im Laufe des Lebens durch allerlei Einflüsse, so z. B. durch Krankheiten, durch geistige und körperliche Traumen geschwächt oder modifiziert werden kann, liegt auf der Hand. Diese beiden Faktoren, die vererbte endogene Veranlagung und die exogene Beeinflussung, müssen auseinandergehalten werden, und dieses Bestreben kam dadurch zum Ausdruck, daß Tandler nur die auf ererbter Veranlagung beruhenden Eigentümlichkeiten zur Konstitution zählte, während alle

exogenen Veränderungen als konditionelle oder als Modifikationen benannt wurden. Das ist sauber und konsequent gedacht.

Wie aber können wir an dem einzelnen Menschen, der vor uns steht, an dieser Person erkennen, welche seiner Eigenschaften auf ererbter Grundlage beruhen, und welche erst später erworben sind?

Die Vererbungslehre hat in den letzten Jahrzehnten durch die Forschungen der Botaniker, Zoologen, Anatomen und Rassehygieniker einen gewaltigen Aufschwung erfahren, und wir haben guten Grund für die Annahme, daß die für die Pflanzen und Tiere gefundenen Gesetze auch für den Menschen gelten, wo sie allerdings sehr viel schwerer nachweisbar sind. Wir dürfen als gesichert annehmen, daß nur solche Anlagen erblich übertragen werden, welche schon im Keim der Eltern vorhanden waren, und daß es eine Vererbung erworbener Eigenschaften nicht gibt. Eine Veränderung oder gar eine Vervollkommnung der menschlichen Rasse hat sich im Laufe der historischen Zeit nicht nachweisen lassen; und wer etwa der naiven amerikanischen Anschauung gewesen wäre, daß das Menschengeschlecht sich durch den Einfluß der Kultur höher entwickelt und vervollkommt, veredelt, der dürfte durch die Erfahrung der letzten Zeit eines anderen belehrt worden sein. Auch die menschlichen Krankheiten sind, soviel wir beurteilen können, dieselben geblieben. Es wird also der Schutz, die Immunität, die sich ein Individuum durch Überstehung einer Krankheit erwirbt, nicht oder höchstens nur vorübergehend auf die Nachkommenschaft übertragen, und das Kind von Eltern, welche Blattern, Diphtherie, Tuberkulose oder Syphilis überstanden haben, kann ebenso gut und ebenso schwer von diesen Infektionskrankheiten ergriffen werden, als ob seine Eltern gar nie daran gelitten hätten. Dementsprechend haben auch Volkskrankheiten, wie die Tuberkulose, Malaria und andere im Laufe der Geschichte anscheinend keine Milderung durch eine fortschreitende Immunisierung der Bevölkerung erfahren. Nur von der Syphilis wird angenommen, daß sie im 16. und 17. Jahrhundert schlimmer und häufiger tödlich verlaufen sei.

Es werden überhaupt nicht Eigenschaften, sondern Anlagen zu solchen vererbt, die sich im Lauf des Lebens entwickeln können, aber nicht entwickeln müssen, also latent bleiben können, und dann doch weiter vererbt werden können, sodaß sie erst in einer späteren Generation wieder zum Vorschein kommen, z. B. beim Enkel oder Urenkel.

Sind die beiden Eltern nicht vollständig gleichartig, wie dies bei vielen Pflanzen vorkommt, sondern weisen sie verschiedene Merkmale auf, so werden bei dem Zusammentreffen der beiden Geschlechtszellen, also bei der Befruchtung, in dem neu entstandenen Keim nicht die Eigenschaften der beiden Eltern immer in gleicher Weise gemischt, also bei allen Descendenten in gleicher Weise auftreten, sondern nach bestimmten Gesetzen herrscht bald das eine bald das andere Merkmal vor. So werden bei der Bestäubung rotblühender Pisumblüten mit den Pollenkörnern von einer weißblühenden Abart Samen erzeugt, welche in der zweiten Filial-Generation in bestimmten Zahlen bald weißblühende, bald rotblühende Pflanzen entwickeln, und die rotblühenden unter ihnen können bei der Fortzüchtung wieder in einem Bruchteil weißblühende Pflanzen hervorbringen.

Dieselben Gesetzmäßigkeiten lassen sich bei der Kreuzung der Tierrassen und ebenso auch beim Menschen nachweisen. Da nun beim Menschen die beiden Eltern niemals ganz gleichartig sind, so kann man behaupten, daß kein Mensch dem andern gleicht, daß jedes Individuum seine Eigenart hat, die nur ihm zukommt, und von einer Gleichheit aller Menschen kann keine Rede sein.

Natürlich können nicht bloß äußerlich sichtbare, körperliche Merkmale auf erblichem Wege übertragen werden, sondern auch funktionelle und geistige,

nicht bloß gute, sondern auch schlechte, minderwertige, also Krankheitsanlagen und Krankheitsbereitschaften. Manche dieser letzteren zeigen sich nur bei den männlichen Familienmitgliedern, werden aber nicht durch diese, sondern nur durch die Frauen auf die Nachkommenschaft vererbt, obwohl die Frauen selbst gesund bleiben.

Wollen wir erkennen, ob eine Eigenschaft, eine Anomalie, auf ererbte Anlage zurückzuführen ist, so werden wir zuerst nachsehen müssen, ob sie sich auch bei den Geschwistern und bei den Eltern nachweisen läßt, aber es kann vorkommen, daß sie nur bei einem der Kinder des Elternpaares vorhanden ist, und dennoch vererbt ist, ja daß sie sich bei keinem der Eltern findet, wohl aber bei einem der vier Großeltern oder der acht Urgroßeltern, bei Onkeln und Tanten. Zwei äußerlich gesunde Eltern können lauter konstitutionell kranke Kinder, und zwei kranke Eltern eine Reihe von gesunden Kindern haben. Da wir nur selten über die Krankheitsverhältnisse der ganzen Ahnentafel unterrichtet sind, so ist die Schwierigkeit groß, und diese ist damit noch nicht erschöpft. Gewiß ist alles, was auf echter Vererbung, d. h. auf den Eigenschaften des väterlichen oder mütterlichen Keimes beruht, zur Konstitution im engeren Sinne zu rechnen, und somit kann man sagen, daß alle echt konstitutionellen Merkmale kongenital sind. Aber beruhen denn alle bei der Geburt vorhandenen Eigenschaften wirklich auf denen des Keimplasmas? Gewiß nicht! Es kann vielmehr das ursprünglich gut veranlagte Keimplasma von einer Schädlichkeit betroffen werden, oder auch das aus der Befruchtung hervorgegangene Ei im Mutterleib. So wird nicht selten beobachtet, daß aus einer größeren Reihe von Geschwistern die jüngsten in körperlicher und geistiger Beziehung nicht dieselbe Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft darbieten als wie die älteren Geschwister, oder daß überhaupt Kinder, deren Eltern zur Zeit der Geburt schon im hohen Lebensalter standen, mancherlei Schwächen und Krankheitsveranlagungen zeigen. Von Zwillingen ist oft beobachtet worden, daß sie konstitutionell minderwertig bleiben, oder man erfährt von einem Individuum, das von der Natur kümmerlich ausgestattet ist, es sei als Siebenmonatskind auf die Welt gekommen. Ist es nicht merkwürdig, daß das, was an Entwicklungszeit im Uterus verloren gegangen ist, trotz der besten Pflege im späteren Leben oft nicht wieder eingebracht werden kann?

Trunksucht und andere Giftwirkungen sowie Erschöpfung der Eltern können auf die Zeugungszellen, auch wenn sie ursprünglich gut veranlagt waren, in verderblichem Sinne einwirken, ebenso Infektionskrankheiten. So kann bei einer Reihe von Kindern aus gesunder Ehe ein einziges eine geistige oder körperliche Minderwertigkeit darbieten. Der Fall bleibt dunkel bis wir erfahren, daß die Mutter zur Zeit der Schwangerschaft an einer Basedowschen Krankheit gelitten, einen schweren Typhus durchgemacht, oder daß der Vater kurz zuvor an einer Gehirnhautentzündung gelitten hatte. Wir sprechen dann von einer Keimschädigung, und eine solche spielt namentlich auch bei den chronischen Infektionskrankheiten eine Rolle.

Die Kinder eines syphilitischen Vaters und einer gesunden Mutter bieten sehr häufig nicht die Zeichen der Syphilis dar, d. h. das Ei ist nicht mit dem Syphiliserreger infiziert, wohl aber zeigen sich bisweilen alle möglichen Schwächen und Degenerationszeichen auf seelischem und körperlichem Gebiet: manche Kinder sind verwachsen, oder andere zeigen neben unvollkommener Ausbildung ihrer Geschlechtsorgane einen ganz abnormen Typus, sie bleiben unglückliche Geschöpfe; oder es zeigt sich ein angeborener Herzfehler, oder eine geistige und sittliche Minderwertigkeit. Die konstitutionelle Anomalie bleibt unerklärt, da die Eltern angeblich normal gewesen seien, bis man erfährt, daß der Vater an Dementia paralytica, oder an Tabes, oder an Aortenaneurysma zugrunde gegangen

sei. Wehe, wenn sich zum Schmerz über unglückliche Kinder noch das Bewußtsein der Schuld hinzugesellt, das kann unerträglich werden und die festesten Bande der Familie zerreißen. Und wenn schon der Neid auf Unterschiede des materiellen Besitzes eine so gewaltige Rolle spielt, wie viel berechtigter erscheint uns dann die Verbitterung, mit welcher körperlich verkümmerte Individuen auf ihre Nebenmenschen blicken, denen so viel mehr Freude und Erfolg im Leben blüht als ihnen.

Begreiflicherweise wird es in vielen Fällen vollkommen unmöglich sein zu erkennen, ob eine am Kind oder am Erwachsenen nachweisbare Anomalie, auch wenn sie angeboren war, auf wirklich ererbter Eigentümlichkeit der Keimzellen oder auf einer erworbenen Keimschädigung oder auf einer exogenen Schädlichkeit beruht, die noch im Mutterleibe oder später auf das sich entwickelnde Kind eingewirkt hat.

Wie sollen wir nun die Konstitutionen einteilen? Es geht natürlich nicht an, eine gute und schlechte Konstitution oder eine schwache und starke zu unterscheiden. Denn es kann sein, daß ein robust gebauter Mann den Infektionskrankheiten, besonders der Tuberkulose gegenüber, eine sehr geringe Widerstandsfähigkeit zeigt, während ein anscheinend schwächliches Individuum diese glatt überwindet und den Robusten weit überlebt. Auch kann in einem schwächlichen Körper ein großer und starker Geist wohnen.

Tandler hat je nach dem schlaffen oder straffen Zustand der Muskulatur eine hypotonische oder hypertonische Konstitution unterschieden und hat als Beispiel für die erste auf die von Botticelli gemalten überschulenkten zarten Gestalten, für die letztere auf die Figuren des Michelangelo hingewiesen. Das ist geistreich, aber sicher nicht erschöpfend. Sigaud hat einen muskulösen, respiratorischen, digestiven und zerebralen Typus unterschieden, je nachdem Muskeln, Brust, Bauch oder Kopf besonders ausgebildet sind. Die letzteren sollten zu Nervenkrankheiten, die robusten Fettleibigen zu Schlaganfällen, die Digestiven zur Gicht geneigt sein, gewisse andere zur Tuberkulose. Hier sind Behauptungen, aber keine Beweise. Mit solchen allgemeinen künstlerisch konzipierten und am Schreibtisch erdachten Gegenüberstellungen ist aber dem Arzt wenig geholfen, um so mehr als jede Statistik fehlt und da die Ausnahmen von der Regel mindestens sehr häufig sind.

Da erscheint jedenfalls praktischer der Standpunkt jenes hohen Militärarztes, der bei den Männern nur kriegsverwendungsfähig und dienstunbrauchbar, also k. v. und d. u., als Prinzip gelten ließ, bei den weiblichen Wesen aber die Unterscheidung in hübsche und häßliche vorzog. Dieses Kriterium läßt allerdings dem persönlichen Geschmack einen so großen Spielraum, daß wir auch ein solches Prinzip nicht als zweckmäßig anerkennen können.

Also versuchen wir es einmal mit der Einteilung in große und kleine, das läßt sich wenigstens messen, das ist exakt. Es ist allgemein bekannt, daß die Körpergröße in erster Linie durch Vererbung im wahren Sinne des Wortes bestimmt, also im Tandlerschen Sinne konstitutionell ist: es gibt große und kleine Familien, große und kleine Völker und Rassen. Natürlich ist die Körpergröße als solche nicht angeboren, sondern die Anlage zum Wachstum, und insofern besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen morphologischen und funktionellen Eigentümlichkeiten der Konstitution. Auch das Wachstumsvermögen ist eine funktionelle Eigenschaft und es ist interessanterweise gebunden an die Funktionen gewisser Drüsen, vielleicht der Thymusdrüse, jedenfalls der Geschlechtsdrüsen und der diesen übergeordneten Drüse des Gehirnanhanges. Mit der vollen Erreichung der Geschlechtsreife hört das Längenwachstum in der Hauptsache auf, deshalb sehen wir auch, daß die sexuell Frühreifen relativ klein bleiben,

und daß bei Individuen mit bedeutendem Längenwachstum die geschlechtliche Reife später einzutreten pflegt. Kommt es überhaupt nicht zur vollen Entwicklung der Sexualdrüsen, bleiben diese verkümmert, so tritt ein ganz abnormes Wachstum ein und zwar werden besonders die Arme und Beine übermäßig lang. Auch zeigt sich eine ungewöhnliche Entwicklung des Fettpolsters und der ganze Typus erinnert an den eines fettleibigen, aber übergroßen Kindes. Nun kann ein solches abnormes Längenwachstum auch dann eintreten, wenn in der Wachstumsperiode die erwähnten Drüsen durch ein exogenes Leiden, ein Trauma oder eine Tuberkulose zerstört, wenn sie operativ entfernt werden, oder wenn der Gehirnanhang erkrankt ist und abnorm funktioniert. Die Körpergröße ist also keineswegs immer durch die ererbte Anlage bestimmt, und im Tandlerschen Sinne konstitutionell. Andererseits kann die normale Körpergröße nicht erreicht werden, wenn entweder ein Individuum von kleinen Eltern abstammt, oder weil seine sexuelle Entwicklung zu früh abgeschlossen ist oder wenn es während der Wachstumsperiode unterernährt ist. Allerdings spielt die Ernährung für das Wachstum nur eine sehr untergeordnete Rolle, wie uns u. a. die Erfahrungen über das Längenwachstum der Kinder während dieses Krieges gezeigt haben. Ein abnormes Zurückbleiben kann auch durch erworbene oder angeborene Schilddrüsendefekte zustande kommen, und schließlich beim infantilen Habitus. Wir verstehen darunter ein Zurückbleiben der ganzen Entwicklung auf körperlichem und meist auch auf geistigem Gebiete. Junge Leute mit 18 Jahren bieten ein Aussehen und Verhalten dar wie Kinder mit 14 Jahren und sie bleiben oft Kinder, aber kümmerliche Kinder ihr ganzes Leben lang, dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen. Es ist, als ob ein innerlicher Feind ihre Entwicklung gehemmt hätte. Gar nicht selten läßt sich nachweisen, daß ein solcher in der Tat vorhanden ist, in der Form einer Keimschädigung oder vor allem in einer während der Kindheit erworbenen Tuberkulose.

Die Körpergröße und die gesamte Entwicklung ist also keineswegs immer durch die ererbte Anlage bestimmt, sondern sehr häufig durch exogene Momente und wir können sie deshalb als Maßstab für die Konstitution nicht verwenden; aber lassen sich daraus vielleicht Schlüsse auf die Leistungs- und Widerstandsfähigkeit ziehen?

Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat für seine Garde die langen Kerle herausgesucht. Aber er regierte zu einer Zeit des Friedens. Würde er seine Riesensoldaten im Feld haben verwenden müssen, so wäre er bald zu der Überzeugung gelangt, keineswegs die besten Soldaten zu haben. Die übergroßen Menschen sind erfahrungsgemäß meist weniger leistungsfähig und ausdauernd als die proportionierten gedrungenen Gestalten. Die von dem König selbst gemalten Bilder zeigen, wie Kraus angibt, daß sich unter den Potsdamer Riesengrenadiere einige Gestalten finden, wie sie für die Erkrankungen des Hirnanhanges charakteristisch sind. Friedrich Kraus hat darauf hingewiesen, daß unter den übergroßen Menschen viele sind, deren Wirbelsäule verbogen, deren Brustkorb entweder zu flach oder zu eng ist und er hat den Typus des kümmernden Hochwuchses aufgestellt, der mit allgemeiner körperlicher und oft auch nervöser Schwäche verbunden ist.

Sind solche hochgeschossenen Individuen mit flacher oder enger Brust nun etwa besonders zu Tuberkulose geneigt? Diese Frage tritt auch auf bei jenem Typus, den Stiller als Habitus asthenicus, also als kraftlosen Typus beschrieben hat, und der etwa den oben erwähnten Botticellischen Figuren entspricht: mit langem Halse, wenig entwickeltem Brustkorb, schwacher Muskulatur und überlanger Lendenwirbelsäule. Es wird behauptet, daß dem so sei, aber bei der Untersuchung eines großen Krankenmaterials wird man doch zu der Ansicht

kommen, daß diese Behauptung nicht bewiesen sei, und auf den Tuberkulose-
 abteilungen findet man ebensoviel breitbrüstige als schmalbrüstige Individuen,
 und dabei ist noch zu betonen, daß eine in der Kindheit erworbene Tuberkulose
 die Entwicklung des Brustkorbes zu hemmen pflegt und daß der Habitus phthisicus
 großenteils die Folge, aber nicht die Veranlagung zur Tuberkulose bedeutet. Ge-
 wiß können wir aus den äußerlich sichtbaren Merkmalen eines Menschen, also
 aus seinem Knochenbau, seiner Muskulatur, der Entwicklung seines Brustkorbs,
 den Merkmalen seines Kopfes manche wichtige Anhaltspunkte für die Beurteilung
 seiner Persönlichkeit gewinnen, aber über das, was uns vor allem not tut zu
 wissen, nämlich über seine Leistungsfähigkeit, über seine Krankheitsbereitschaften
 und über seine Widerstandsfähigkeit gegenüber den Infektionskrankheiten er-
 halten wir aus den anatomischen Kennzeichen nur recht wenig Bescheid. Wir
 müssen uns hüten aus dem Habitus, also der äußeren Beschaffenheit des Körpers,
 weitgehende Schlüsse auf das funktionelle Verhalten des Organismus zu ziehen.
 Sonst würde es uns ergehen wie vor 100 Jahren der Schädellehre von Gall und
 früher der Physiognomik von Lavater, die aus äußerlichen Kennzeichen des Schädels
 und der Gesichtsbildung eine Erkenntnis der Fähigkeiten und Charaktereigen-
 schaften ableiten wollten und kläglich gescheitert sind.

Da sich also aus dem morphologischen Habitus keine allgemein gültigen
 Anhaltspunkte für die Leistungsfähigkeit, Widerstandskraft und Krankheitsbereit-
 schaft gewinnen lassen, so werden wir uns nach andern Maßstäben umsehen müssen.
 — Friedrich Kraus hat die Ermüdung als Maß der Konstitution aufgestellt
 und dieser Weg dürfte gangbar sein: Ein schwach veranlagtes Organ, z. B.
 eine schwache Muskulatur, die sich keineswegs durch dünne oder schlappe äußere
 Beschaffenheit der Muskeln zu verraten braucht, wird rasch die Kennzeichen der
 Ermüdung darbieten. Ein konstitutionell minderwertiges Herz versagt bei größeren
 körperlichen Anstrengungen und verfällt dann der Überdehnung und ein minder-
 wertig veranlagtes Nervensystem zeigt leicht Erschöpfungssymptome.

Für eine ernstliche konstitutionelle Organschwäche wird schon diejenige
 Leistung, welche dem gesunden Organ mit Leichtigkeit zugemutet werden kann,
 eine Überanstrengung bedeuten und Krankheitszustände auslösen. So sehen wir,
 daß sich bei den konstitutionellen Organschwächen die Erschöpfungskrankheiten,
 die Abnützungskrankheiten einstellen. Es ist somit begreiflich, daß wir die Minder-
 wertigkeit der Konstitution, sei es die des ganzen Körpers oder einzelner Organ-
 systeme vor allem aus den sich darauf aufbauenden Krankheitszuständen,
 also den Konstitutionskrankheiten, erkennen können.

Unter diesen ist eine der interessantesten die Gicht. Sie beruht auf einer
 exquisit erblichen Krankheitsveranlagung, der arthritischen Diathese, und zwar
 findet sich diese viel weniger im Bauern- und Handarbeiterstand als in den so-
 genannten alten Familien.

Besonders in den Adelskreisen und den Fürstenthäusern ist sie ungemein
 verbreitet. Man möchte annehmen aus dem Grunde, weil diese Familien schon
 seit vielen Generationen den Schädlichkeiten einer überfeinerten Kultur ausgesetzt
 waren, doch würde diese Annahme eine Vererbung erworbener Eigenschaften
 voraussetzen und eine solche ist gerade auch bei der Gicht nicht nachgewiesen,
 die ja bekanntlich nicht bloß auf richtiger Vererbung, sondern auch erworben
 vorkommt, und zwar bei Trinkern, Vielessern, sowie bei Bleivergiftung. Vielleicht
 spielt hier der Umstand eine Rolle, daß in den Adelsfamilien und Fürstenthäusern
 oft Verwandtenehen vorkommen, so daß bei solchen von beiden Eltern die gleiche
 Krankheitsbereitschaft vorliegt und dadurch sich kumuliert.

Die richtige Gicht macht sich in den bekannten Anfällen von Gelenkent-
 zündungen, dem Podagra, gewöhnlich erst von dem vierten Lebensjahrzehnt ab

geltend. Sie hat also ihre sogenannte Manifestationszeit. Kann sich aber diese Veranlagung zur Gicht auch schon in der früheren Lebensperiode zu erkennen geben? Die französischen Kliniker lehren, daß sich die arthritische Diathese im Kindesalter durch die Neigung zu Ekzemen und allerlei anderen Hautkrankheiten äußert, also unter jenem Bilde, welches Czerny als exsudative Diathese beschrieben hat. Der Zusammenhang zwischen der exsudativen Diathese im Kindesalter und den typischen Manifestationen der Gicht in vorgerückten Lebensjahrzehnten ist noch nicht sichergestellt, weil sich unsere Kinderärzte mit gewollter Ausschließlichkeit nur auf das Kindesalter beschränken.

Von den Abkömmlingen eines gichtischen Vaters oder einer gichtischen Mutter pflegen keineswegs alle an richtiger Gicht, also an Harnsäureablagerung in den Gelenken zu erkranken, wohl aber trifft man in solchen Familien außerdem auffallend häufig noch die Steinkrankheit, d. h. die Bildung von Harnsäuresteinen im Nierenbecken und der Blase; anscheinend eine analoge Erkrankung, weil bei beiden die Harnsäure als krankmachendes Agens auftritt, in Wirklichkeit aber etwas ganz verschiedenes, denn bei der Gicht wird die Harnsäure von den Nieren unvollständig ausgeschieden und sie häuft sich deshalb im Körper und in den Gelenken an, bei der Steinkrankheit dagegen geschieht die Ausscheidung durch die Nieren reichlich, ja überreichlich, aber wegen der Übersäuerung des Harns schlägt sie sich jenseits der Niere in Kristallen und Konkrementen nieder. Manche Autoren haben deshalb diese beiden Krankheiten mit gutem Grund als wesensverschieden aufgefaßt, und doch müssen sie miteinander in einer gewissen Verwandtschaft stehen, denn sie kommen beide allzuhäufig in denselben Familien vor, müssen also auf derselben erblichen Veranlagung beruhen. Erasmus von Rotterdam hat an den Lordkanzler Heinrichs VIII. von England geschrieben: ich habe die Gicht und Du leidest an Steinen, wir haben zwei Schwestern geheiratet. Schließlich trifft man in gichtischen Familien oft Muskel- und Nervenschmerzen, Migräne, Heufieber und Asthma, Zuckerkrankheit, lauter Erkrankungen, welche mit der Harnsäure nichts zu tun haben und die dennoch auf dieselbe Veranlagung zurückgeführt werden müssen.

Es ist also ein sehr komplexes Krankheitsbild, das sich vor uns auftut, und die Schwierigkeit liegt darin, daß es sich von andern auf konstitutioneller Basis entwickelten Zuständen nicht oder nur höchst unvollkommen abgrenzen läßt. Man wird Pfaundler Recht geben müssen wenn er sagt, daß die konstitutionellen Veranlagungen begrifflicherweise nicht zu einzelnen scharf umschriebenen Krankheitsbildern führen können, sondern daß sie wegen der Vielgestaltigkeit der Anlagen naturgemäß in einander übergehen müssen.

Hier tut sich ein weites und fruchtbares Forschungsgebiet vor uns auf, aber die Erfahrungen des Einzelnen sind nicht imstande es genügend zu bearbeiten. Ist doch selbst ein alter Hausarzt nur selten in der Lage die Schicksale und Krankheitszustände eines Patienten von der Wiege bis ins späte Lebensalter zu verfolgen und die Geschichte ganzer Familien zu übersehen. Hier kann nur eine gründliche Sammelforschung und eine darauf aufgebaute exakte Statistik zuverlässige Aufklärung bringen.

Was bezwecken wir aber mit diesem Studium der Konstitution? Wir suchen daraus Anhaltspunkte zu gewinnen für die Vorbeugung, also für die Vermeidung von Leiden, zu denen die Anlage im Keim schon vorhanden ist. Und es ist Aufgabe des Arztes und der Erziehung, die Leistungsfähigkeit einerseits und die daran zu stellenden Ansprüche andererseits in das richtige Gleichgewicht zu bringen.

Manches läßt sich vielleicht auch erreichen durch das Abraten von Heiraten unter solchen Familien, in welchen die nämliche Krankheitsveranlagung

vorkommt und deren Summation die latente Anlage dann voraussichtlich zum Ausbruch bringt, oder direkt durch die Verhinderung solcher Ehen, deren Kontrahenten eine bedenkliche Konstitutionsanomalie in sich tragen, Freilich dürfen wir Ärzte uns nicht vermessen, allzu tief in die Lebensschicksale einzugreifen und gewissermaßen selbst die Rolle des Schicksals zu übernehmen. Denn unsere Erkenntnis auf diesem Gebiet ist viel zu gering, als daß wir wagen dürften: Eugenetik zu treiben und eine Züchtung des vollkommenen Menschen zu versuchen.

Aus dieser Zusammenstellung ersehen wir, daß es in vielen Fällen praktisch undurchführbar ist den Begriff der Konstitution in der scharf definierten Form von Tandler zu fassen, der nur das wirkliche Erbgut für konstitutionell hält; denn es bleibt in sehr vielen Fällen im Unklaren, ob die an einem Individuum zum Vorschein kommenden Eigenschaften auf endogener Anlage, auf Keimschädigung oder auf exogener Beeinflussung beruhen. Der Arzt hat es in seiner Tätigkeit nicht mit theoretisch konstruierten Begriffen, sondern mit konkreten und zwar komplizierten Krankheitsfällen zu tun. In der Praxis bleibt uns nur übrig, das Individuum mit allen seinen Eigenschaften, die es zurzeit darbietet, als Ganzes aufzufassen: als das Produkt aus den ererbten Anlagen und aus deren Entwicklung von der Geburt bis zum Grabe mit Einschluß aller der äußeren Einflüsse, die sich darauf geltend gemacht haben. Dabei äußert sich die Konstitution weniger in Kennzeichen morphologischer Art als in der Reaktionsfähigkeit der Organe auf äußere und innere Reize. Wir müssen den Begriff der Konstitution in dieser allgemeinen Form aufstellen, wenn wir ihn überhaupt aufrecht erhalten wollen und wenn er uns nicht unter den Händen zerfließen soll.

Andererseits aber sehen wir, daß die Konstitution eine ungeheure Wichtigkeit besitzt für die Beurteilung nicht nur der Leistungsfähigkeit, sondern auch der Krankheitsbereitschaft eines Individuums und daß die Entstehung endogener Krankheiten und der Verlauf der exogenen ganz wesentlich von der allgemeinen Konstitution abhängt.

Der Begriff Konstitution hat nicht bloß in der inneren Medizin die größte Beachtung erfahren, er beherrscht auch geradezu die Kinderheilkunde. Auch die Gynäkologie, die Chirurgie und alle Spezialgebiete der Medizin werden aus den Lehren der Konstitutionsanomalien die wichtigsten Anregungen schöpfen. Wird doch ein Operationsresultat oder der Verlauf einer Geburt von der allgemeinen Körperkonstitution wesentlich beeinflusst. Auch der Morphologe, also der Anatom und der pathologische Anatom, bringt den konstitutionellen Merkmalen das lebhafteste Interesse entgegen.

Hier haben wir also eine Synthese im wahrsten Sinne des Wortes vor uns, ein Band, das alle Fächer der Medizin und der Naturwissenschaften auf engste verbindet, und dadurch der unheilvollen Zersplitterung in lauter Spezialgebiete entgegenwirkt; denn unheilvoll ist eine allzu weitgehende Spezialisierung dann, sowohl für den Patienten als auch für die Wissenschaft, wenn die Vertreter der Spezialitäten den Zusammenhang mit den übrigen Fächern verlieren und sich in stolzer Bescheidenheit nur auf das engste eigene Forschungsgebiet beschränken. Hinter dieser stolzen Bescheidenheit verbirgt sich aber allzu häufig nur eine gewisse Bequemlichkeit und engherziger Gelehrtendükel.

Die Forschung selber freilich muß spezialistisch bleiben, denn dadurch allein wird eine wirkliche Vertiefung in einem bestimmten Gebiet erreicht, und in der Medizin ist eine weitgehende Spezialisierung schon mit Rücksicht auf die sich immer mehr ausbildende Technik notwendig. Wenn wir nicht den ganzen Charakter der Universität ändern wollen, so muß sie Forschungsanstalt bleiben, also spezialistische Studien treiben und Spezialisten zu Lehrern haben. Wir müssen an dem Grundsatz festhalten, daß der akademische Lehrer jenes Gebiet,

in das er seine Schüler einführen soll, auch selber gründlich versteht, daß er sich als Forscher darin betätigt und die ganze Methodik kennt. Er soll nicht nur Forscher gewesen sein, sondern er soll es auch zeitlebens bleiben und vom engeren zum weiteren Kreise fortschreiten. Es geht freilich nicht an zu verlangen, daß ein Gelehrter die ganze Weltgeschichte von Adam und Eva bis auf die Gegenwart gleichmäßig beherrscht, und ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mann dem vielfach geäußerten Verlangen entsprechen kann, „allgemeine Biologie“ zu lesen, denn zu diesem Zweck müßte er sowohl Botaniker als auch Zoologe, Anthropologe und Physiologe sein. Derartige Forderungen nach Synthesen sind unakademisch. Andererseits setzt die Darstellung eines größeren Lehrgebietes bei dem Lehrer immer eine gewisse Übersicht und Vielseitigkeit voraus, und da kein Kopf auf allen Gebieten gründlich zu Hause sein kann, so liegt hier eine gewisse Gefahr des Dilettantismus vor. Wir werden Jakob Burckhardt recht geben müssen, wenn er in seinen Betrachtungen zur Weltgeschichte sagt, daß sich der Forscher, der zugleich Lehrer sein will, nicht ausschließlich seinen Spezialstudien hingeben darf, sondern daß er den Mut haben muß auf manchen anderen Gebieten Dilettant zu sein um sich vor Einseitigkeiten zu bewahren und einen gewissen Überblick zu gewinnen.

Neben diesen Einheitsbestrebungen, die dem Individuum, der Persönlichkeit zur Bedeutung verhelfen, die den ganzen Menschen, nicht bloß das Organ oder den Infektionserreger ins Auge fassen, also neben einer eminent ärztlichen Richtung hat sich, wie oben erwähnt, in Medizin und Naturwissenschaften eine zweite Richtung geltend gemacht, welche auf eine philosophische Durchdringung hinarbeitet. Dieser Drang nach philosophischer Erkenntnis ist ein Zeichen der Verinnerlichung, der Selbstbesinnung, und als solches gewiß hoch einzuschätzen und man könnte vermuten, daß er eine Folge der erschütternden Ereignisse des Krieges sei. Doch ist diese Annahme nur zum Teil berechtigt. Die Philosophie beginnt nicht erst jetzt in die Medizin und die Naturwissenschaften einzudringen, diese Bewegung war vielmehr schon vorher in voller Entfaltung, sie betrifft auch nicht bloß Deutschland, sondern wir sehen im Gegenteil, daß sie sich besonders von Frankreich und England her in der Literatur ausgebreitet hat. Bemerkenswert ist es, daß die exakteste aller Naturwissenschaften, die Physik, in besonders hohem Grade zu philosophischer Betrachtung und Denkweise neigt, und selbst ein Fach, das der Philosophie noch vor zwei Jahrzehnten so ablehnend gegenüberstand wie die Medizin, kann sich ihrem Siegeszug nicht mehr entziehen. Sehen wir doch, daß sich in neuen medizinischen Schriften jetzt die alte unlösbare Frage nach der Beziehung der Seele zum Körper erhebt, jene Frage, der man auch in der Formensprache der höheren Mathematik nicht beikommen kann und bei der es keinen Kompromiß gibt.

Die Philosophie kann auf Naturwissenschaft und Medizin befruchtend einwirken, wenn sie neue Probleme aufstellt und damit heuristisch anregt. Denn die Hypothese fordert das Experiment heraus und führt damit zum Fortschritt. Die philosophische Konstruktion dagegen, die Systembildung, baut auf dem schon vorhandenen Material auf, sie bedarf des Experimentes nicht und wirkt dadurch konservierend, abschließend. Systeme wechseln, Tatsachen bleiben und eine allzuweitgehende Durchdringung der Naturwissenschaften mit philosophischen Ideen würde zu ihrer Auflösung in die Naturphilosophie führen, der freilich heutzutage ein weit umfangreicheres und zuverlässigeres Tatsachenmaterial als Grundlage zur Verfügung gestellt werden kann als zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts.

Für die Naturwissenschaften und die Medizin würde als Vorbereitungsfach vor allem die Erkenntnistheorie als wichtig in Betracht kommen, und eine Schulung in ihren Grundsätzen wird sicher den Mediziner und Arzt an korrek-

teres Denken gewöhnen und ihn vor manchen übereilten und unrichtigen Schlüssen bewahren. Außerdem muß das Verlangen als berechtigt anerkannt werden, daß der Arzt in die Grundanschauungen der Psychologie eingeführt werde. Diese werden ihm zum Verständnis der seelischen Krankheiten und vieler organischer Gehirnleiden behilflich sein und ihm vielleicht auch Anleitung geben zur Menschenkenntnis. Diese aber, die Vertiefung in den seelischen Zustand des leidenden Menschen, die innerliche Anteilnahme an seinen Schicksalen, der Wunsch und das Bestreben ihm zu helfen und ihn zu trösten, ihm eine Stütze zu sein, diese ethische Seite des Berufs verleiht ihm erst die innerliche Weihe und Befriedigung.

Wenn man die neueren Schriften liest, welche über die Reform des medizinischen Unterrichts in großer Zahl publiziert worden sind und in denen die Einführung dieser Fächer in das Studium der Medizin gefordert wird, so sollte man denken, daß Psychologie, Erkenntnistheorie und andere Disziplinen der Philosophie bisher auf den Universitäten nicht gelesen worden seien. Das ist nicht richtig, sie werden an jeder Universität gelesen und jeder Mediziner oder Naturwissenschaftler hatte schon bisher und hat auch jetzt noch die Gelegenheit sie zu hören. Soll also dieses Verlangen dahin gedeutet werden, daß diese philosophischen Disziplinen in den Studiengang der Medizin, Naturwissenschaften und Jurisprudenz wieder als Zwangskollegien eingeführt werden, wie vor 50 Jahren? Ich glaube, wir sollten auf der Hochschule das System der Zwangsvorlesungen überhaupt beseitigen und damit aufräumen. Ein Geisteszwang soll und kann auf der Universität nicht ausgeübt werden, die Hochschule soll Gelegenheit geben den Geist in jeder Richtung auszubilden. Es wird dann aber Sache der Examina, also nicht eigentlich der Universität sein, zu prüfen, ob die Ausbildung des Kandidaten für einen bestimmten Beruf genügt oder nicht.

Die Universität soll nicht nur Kultur fördern und verbreiten, sondern sie setzt bei ihren Schülern auch schon Kultur voraus, also eine Schulung geordneten Denkens und ein nicht geringes Maß von Wissen und Können.

Die deutschen Universitäten sollen nicht auf den Massenbetrieb und auf die Abrichtung eingestellt sein, sie sollen vielmehr Individualitäten heranziehen und ihre freie Entwicklung fördern.

Freilich das Genie, der originelle Kopf kann nicht auf der Universität gezüchtet werden, der muß als solcher geboren sein mit der Fähigkeit, daß ihm neue Gedanken einfallen, die früher noch von keinem anderen gedacht worden waren, und daß er Erscheinungen sieht und erkennt, an denen man bis dahin achtlos vorbeigegangen war. Die Universitäten sind dazu da, um solchen Individualitäten zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte zu verhelfen und sie zu fördern, wie einst Straßburg und Leipzig den jungen Goethe angeregt haben.

Ein Genie, ein origineller Kopf wird sich im Leben immer durchsetzen, so groß auch die Hindernisse sein mögen, aber die alten Schranken müssen fallen, welche solchen hochbegabten Individuen, die nicht den geordneten Lehrgang der Gymnasien durchgemacht haben, bisher den Eintritt in die Universität verwehrt haben.

Die deutschen Universitäten sind keine Erziehungsanstalten, etwa in dem Sinne wie Oxford und Cambridge, sie sind in der Hauptsache Schulen für die Ausbildung zu den geistigen Berufen und für diese alle, so verschiedenartig sie sich auch im späteren Leben gestalten mögen, gilt das gleiche:

Die Wissenschaft ist für die geistigen Berufe der Jungbrunnen, sie erhebt uns in den vielen Mühseligkeiten und Enttäuschungen des praktischen Berufslebens; sie behütet uns vor dem Versinken in geschäftsmäßige Routine; und die wissenschaftliche Schulung allein setzt uns in den Stand, im Laufe des Lebens den Fortschritten zu folgen. Aber höher als die kalte Wissenschaft steht die

menschliche Seite des aus freier Wahl ergriffenen Berufes, die Liebe und Freude, mit der wir ihn in den Dienst unserer Nebenmenschen, der Allgemeinheit, des Vaterlandes stellen.

In der vollen Hingabe an diese unsere Ziele können wir uns selbst vergessen, und darin liegt das höchste menschliche Glück.

Darum haben auch in dieser Zeit des Niedergangs die Träger der geistigen Berufe vorangestanden in der Tätigkeit für das Allgemeine, obwohl gerade sie am meisten gelitten haben. Mit Freude sehen wir, welch frischer Geist der Arbeit, der dem Volke verloren gegangen war, zuerst wieder in den Hallen der Universität eingezogen ist, und in diesem Sinne wollen wir die Führung behalten. Noch nie sind die deutschen Hochschulen von anderen Kreisen des Volkes übertroffen worden in der Liebe zum Vaterland. Von ihnen ist zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts die Wiederaufrichtung des Volkes ausgegangen, von ihnen um das Jahr 48 der Gedanke an die Freiheit und die Sehnsucht nach Deutschlands Einigung. Sie haben in diesem Kriege die größten Opfer gebracht.

Dunkel liegt die Zukunft vor uns, wir wissen nicht, was uns noch bevorsteht, und das ist gut so, denn es wäre unerträglich. Noch können wir nicht die ganze Tragik des Schicksals erfassen, das über das deutsche Volk von Riga bis Meran und von Straßburg bis Wien hereingebrochen ist. Noch sind die Kräfte am Werk, welche unsere Existenz zu vernichten trachten, selbst unsere Einheit ist von außen und innen bedroht, und angstvoll fragen wir, ob denn ein Staat, ein Volk wie das deutsche zugrunde gehen kann? Die Geschichte antwortet auf diese bange Frage mit einem unerbittlichen Ja.

Weltreiche und Völker entstehen und vergehen. Assur und Ägypten sind zugrunde gegangen. Hellas ist auf der größten Höhe seiner Kultur erlegen, weil es von Parteisucht zerrissen war. Wohl wirkte es noch Jahrhunderte lang als gefügiger Lehrmeister und Kulturträger einer ganzen Welt, aber es hatte seine nationale Existenz, sein Volksbewußtsein verloren. Es war kosmopolitisch geworden.

Aber unsere Feinde täuschen sich. Das deutsche Volk wird sich nicht wie die Griechen den Fuß des Mazedoniers in den Nacken setzen lassen, und sich nicht der entmannenden Macht des gewaltigen Roms willig unterwerfen. Auch Rom ist zugrunde gegangen und zwar unter dem Ansturm der jungen Germanen.

Wir Alten haben in unserer Jugend die Einigung des deutschen Volkes jubelnd erlebt, die Erfüllung des Traumes von Jahrhunderten. Die glückliche Zeit von Deutschlands Emporstreben und Blüte ist zu Grabe getragen mit unseren tapferen Toten, und Deutschland wird nie vergessen, für welche Ideen sie gefallen sind.

Wieder einmal ist das deutsche Volk im Kampf um seine Geltung in der Welt zusammengebrochen und schwerer denn jemals in seiner tausendjährigen Geschichte.

Langsam wird die Kunde von unseres Vaterlandes goldener Zeit und von ihren Heroen in das Reich der Sage hinüberschweben. — Wie einst die Raben um Untersberg und Kyffhäuser flogen, um den schlummernden Kaiser zu suchen, so wird Deutschlands Sehnen das einsame Grab im Sachsenwalde umschweben, und das Volkslied trauert aufs neue um das verlorene Straßburg.

Der Jugend aber und allen denen, die jungen Herzens geblieben sind, ihnen gehört die Hoffnung und ihnen die erlösende Tat.